

Nils Hodyas

# Taxifahrer und Enarques – Politikerkarrieren in Deutschland und Frankreich

Zum deutschen Klischee des Taxifahrers gehört es seit eh und je, dass er dem Fahrgast ungefragt seine Meinung zur Politik, „den Politikern“ erzählt und dazu, was er denn anders machen würde. Nicht zum Klischee gehört es, dass der Taxifahrer irgendwann genau diese Ansichten auch der UN-Vollversammlung erläutert und als Außenminister in die Tat umsetzt. Als der ehemalige Taxifahrer Joschka Fischer 1998 zusammen mit Gerhard Schröder die Bundestagswahlen gewann, wurde die deutsche Stereotypenlandschaft also um eine reizende Anekdote bereichert.

In Frankreich wäre es Fischer kaum möglich gewesen, eine solch steile Karriere hinzulegen. Erstes und wichtigstes Kriterium für eine Karriere in der nationalen Politik ist hier das Studium an der *École nationale de l'administration* (ENA). Jeder zweite Direktor in einem Ministerium, jeder zweite Botschafter sowie zwei von drei Präfekten haben dort studiert.

Das scheint auf den ersten Blick nicht weiter verwunderlich, wurde diese doch gegründet, um die Elite für die höhere Verwaltung des Landes auszubilden. Und die in Frankreich üblichen anonymen *Concours* garantieren zumindest offiziell eine Auswahl nach den Fertigkeiten der Bewerber. Die Besten erhalten die Möglichkeit, sich auf Aufgaben in Politik und Verwaltung vorzubereiten,

und mit dem Abschluss auch das Zertifikat, dass sie diese Aufgaben meistern können. Es ist jedoch kein Geheimnis, dass vornehmlich Kinder der Oberschicht die Ressourcen haben, sich erfolgreich auf die Aufnahmeprüfungen vorzubereiten: Zwischen 1989 und 1993 hatten nur 8,6 % der Studierenden der vier bekanntesten *Grandes Écoles* eine *origine populaire*.<sup>1</sup>

---

**Anders als die französischen Honoratiorenparteien sind die deutschen Parteien stärker von der Basis geprägt, die darauf achtet, dass die Führungskräfte den richtigen „Stallgeruch“ haben, „einer von uns“ sind.**

---

Von den bisherigen Bundeskanzler(inne)n entstammen nur Helmut Schmidt (Vater Studienrat) und Angela Merkel (Pfarrerstochter) einem gehobenerem Milieu.<sup>2</sup> Das mag aber auch daran liegen, dass eine politische Karriere in Deutschland weniger Prestige hat: „Bin ich solch ein schlechter Dirigent, dass ich Politiker werden muss?“ fragte Kurt Masur, als er für das Amt des Bundespräsidenten vorgeschlagen werden sollte.

In Deutschland müssen junge Menschen, die sich für die Politik interessieren und sie zu ihrem Lebensinhalt machen wollen, in den Niederungen der Ortsverbände beginnen. Sie müssen sich im Gemeinderat beweisen und hoffen, dass das, was die Deutschen als ihr „politisches Talent“ bezeichnen, den Granden auffällt. Wenn sie auffallen, werden sie bisweilen recht schnell zu Höherem berufen: Die jetzige Familienministerin von der Leyen kam aus ihrem Gemeinderat direkt in das Landeskabinett von Niedersachsen.

Aber an der so genannten „Ochsentour“, d.h. dem gewöhnlich langsamen Hocharbeiten durch unattraktive Parteiarbeit, führt kaum ein Weg vorbei. Anders als die französischen Honoratiorenparteien sind die deutschen Parteien stärker von der Basis geprägt, die darauf achtet, dass die Führungskräfte den richtigen „Stallgeruch“ haben, „einer von uns“ sind. Französische Politiker hingegen entscheiden sich erst spät dafür, ob und in welcher Partei sie Karriere machen wollen.

Seiteneinstiege sind in Deutschland relativ selten und meist wenig erfolgreich. Sowohl Schröder als auch Merkel versuchten, Politikneulinge in ihre

---

Nils Hodyas studierte Philosophie und Germanistik in Saarbrücken, Berlin und Nancy.

Kabinette zu bringen. Zuletzt scheiterte der als Finanzminister vorgesehene Bodo Kirchhoff am politischen Tagesgeschäft. Ihm fehlten vermutlich zwei entscheidende Eigenschaften: Er schaffte es erstens nicht, in den unzähligen Interviews und Auftritten nur solche Dinge zu sagen, die der politische Gegner nicht ausschlagen konnte. Zweitens aber, und das war wohl letztlich entscheidend, fehlte ihm eine „Hausmacht“. Er hatte nicht genügend loyale Gefolgsleute, auf die er sich in der Partei stützen konnte, zu wenige, die seine Karriere mit ihrer eigenen verbunden sahen. Dadurch war er leicht angreifbar für politische Konkurrenten (die auch in der eigenen Partei lauern können).

Während französische Politiker selbstverständlich zur Elite gehören und als diese auch akzeptiert sind, müssen ihre deutschen Pendanten (in den meisten Parteien) beweisen, dass sie „ein Mann des Volkes“ sind. Französische Regierungschefs mögen darüber jammern, dass man ein Volk mit so vielen Käsesorten nicht regieren kann – ihre deutschen Kollegen müssten diese Sorten alle kennen

und wert schätzen. Beide Modelle laufen nicht ganz reibungsfrei ab: nicht allen deutschen Politikern gelingt es, den Massengeschmack zu bedienen – und die Distanz zu den einerseits für ihre Fähigkeiten bewunderten Enarques führt andererseits zu den routinemäßigen Ausnahmezuständen und Massenprotesten.

---

**Volkes“ sind. Französische Regierungschefs mögen darüber jammern, dass man ein Volk mit so vielen Käsesorten nicht regieren kann – ihre deutschen Kollegen müssten diese Sorten alle kennen und wert schätzen.**

---

Hinzu kommt, dass man in Frankreich generell eher den Typus des alles können Generalisten als Führungskraft bevorzugt, während man im Nachbarland eher Spezialisten auswählt, die sich durch Fachwissen hervorragen haben. Dass der Bürgermeister nicht aus der

Stadt kommt, die er regiert, und dort noch nicht mal wohnt, ist rechts des Rheins fast undenkbar.

So bringen beide Rekrutierungssysteme die politischen Führungskräfte hervor, die in der jeweiligen Nationalkultur bevorzugt werden: In Frankreich herrschen Generalisten, die über eine breite Allgemeinbildung verfügen, die ihnen zusammen mit ihrem Diplom ihre Autorität verschafft, mit einer relativen Distanz zum Volk. In Deutschland regieren Spezialisten, die ihre Autorität aus einer fundierten Sachkenntnis beziehen, und die eine relative Nähe zum Volk bewahren.<sup>3</sup> Die Fähigkeiten allerdings, einen bestimmten Posten zu erlangen, sind überall die selben: Charisma, Machtinstinkt und strategisches Geschick sind für die Karriere wohl mindestens ebenso wichtig wie Fachkenntnis und Allgemeinbildung.

<sup>1</sup> M. Hartmann, *Der Mythos von den Leistungseliten*, Frankfurt a. M.: Campus, 2002, S. 155ff.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 97.

<sup>3</sup> R. Picht (u.a.) (Hrsg.), *Fremde Freunde*, München: Piper, 1997, S. 271ff.

